

genossen neben seinen Klosterbrüdern zur Andacht. Was ihm aber sein Mitleid und dichter flackernd die Augen. Wir hing ihm schwarzes Haar kurzgeschoren in die zerfurchte Stirn. Tief beugte er das Haupt, als die Mönche im Chor beteten: „Und vergib uns unsere Schuld.“

Das Dorle von Ziegelhausen

Skizze von Joh. Edward Brandt.

Als Klaus Brummel, de vero Rhonane im ersten Semester und ex officio cand. phil. vom Frühlingssemester im „Ritter“ zurückkommend auf seiner in einem der alten Häuser der Schloßstraße gelegenen Bude erdicht, fand er ein Telegramm auf dem Tische.

„Dies vor, Leibfuchs“, ordnete er an. — Diese Weisung galt dem Kommilitonen Hans Bartisch, der die Eierchen des Mulus erst vor ein paar Wochen von sich abgetrennt hatte, als er bedenkenlos in das feudale Corps eingesperrt war.

Trotzdem Hans Bartisch hatte Dressur am Leibe. Sein Leibfuchs, der im weiten Reckartal flüchtete und flüchtete wegen seiner Tergen und Quartan Gefährlichkeit, machte nicht. Er gehorchte also. Treffe 4 Uhr 50 dort ein und sehe nach dem Rechten! Onkel August!

Klaus Brummel kratzte sich hinter den Ohren. „Noch einmal, Bartisch! Der Klingelhörner ist auch gar zu flüchtig gewesen!“ — Der Leibfuchs wiederholte.

Klaus Brummel hatte begriffen. Er ging an den Wandschrank und steckte den Kopf in den Kasten, den die Wirtin mit kaltem Wasser gefüllt hatte. Dann, sich abtrocknend und nach dem ihm noch immer entweichenden Gedanken haßend, warf er hin: „Wir müssen also ein Mädel haben, Leibfuchs!“

Erstaut ob solcher unerwarteten Eröffnung sperrte Hans Bartisch Mund, Nase und Ohren gleichzeitig auf.

Dann stotterte er: „Ist denn Onkel August so einer?“

„Der Bescheid klang befremdend.“ Genau das Gegenteil ist der Fall, Verehrtester! Ob zwar Junges, ist Onkel August, meiner verstorbenen Mutter einziger Bruder, ein Willkür, wie er im Bude steht. Er hat eine Farbenfabrik in der Pfalz. Des Studiums der Chemie halber befinde ich mich auf seine Kosten hier in Heidelberg, und wenn Klaus Brummel brach ab.

Da Hans Bartisch sich für den Fall zu interessieren begann, bohrte er ein wenig: „Und wenn, Leibfuchs?“

Klaus Brummel entschloß sich zum Bekenntnis. „Wenn ich bis zur Vollendung meines fünfundsiebzigsten Lebensjahres nicht meinen Doktor gebaut und geheiratet habe, dann ist es nach Onkel Augusts Bestimmungen mit der Erbchaft effig. Das mit dem Doktor ließe sich zur Not noch beschaffen, aber die Riste mit der Frau Leibfuchs, Leibfuchs! Onkel August trifft um 4 Uhr 50 hier ein, um nach dem Rechten zu sehen. Er ist unberechenbar und zu allem fähig. Denn er ist ein Original. Hilf mir! Spätestens um 4 Uhr 30 benötige ich eine Braut!“

Mit hastigen Schritten, als ob er schon auf der Suche nach einer solchen sei, ging Klaus Brummel in der Bude auf und nieder.

Hans Bartisch legte wie der Watsch eines Fürsten den Finger an die Nase.

„Es ist fünf Minuten nach halb drei, Leibfuchs!“

„Dann bleiben uns nur zwei Stunden. Himmelbombelelement!“

„Wie wäre es mit der Bärbel im „Ritter“?“

„Undenkbar! Obwohl Onkel August aus Eckenbogen kommt, hat er doch eine verflucht feine Nase. Er würde den Braten wittern, und aus wäre es, aus!“

„Hör, Deiner Wirtin Liesel!“

„Manierlicher ist die schon, aber häßlich wie die Nacht! Als Braut? Brr! Ich würde mich bis auf die Knochen blamieren!“

„Galt, ich hab's Leibfuchs!“

„Du hast's, Bartisch? Dann halte es um des Himmels Willen fest, wenn Du es hast!“

„Das Dorle aus Ziegelhausen!“

„Hol' eine Droschke, Leibfuchs!“

Das Dorle, das zusammen mit seiner vermittelnden Mutter am Neckar eine Sommerfrucht fährte, war ein prächtiger Mensch. Ein Naturkind nach dem Geschmack Schellens, das weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen war. Achtzehnjährig, mit zwei herrlichen blonden Köpfen und Bergknechtsgesicht. Es begriff, was man ihm sagte, auf das erste Wort.

Während sich also Hans Bartisch auf Brummels Wink mit der Mutter unterhielt, nahm der Schwerebräutling das Dorle beiseite und schenkte ihm die Gaisblattknecht zu.

Hier saß er dem Mädel in aller Gatt keine

Vage auseinander. — Das Dorle sträubte sich zuerst. Sein gesunder Sinn nannte solches einen Betrug.

Brummel hatte gut von einem Studentenultra reden, ein Kolo, auf das sich hier in Heidelberg schließlich als Buchen ließ.

Aber schließlich gab das Dorle nach. Es legte seinen Sonntagsschleier an und kuschelte mit den beiden gen Heidelberg.

Man kam gerade zurecht Als die Droschke vor dem Bahnhof hielt, war es höchste Zeit. Keine fünf Minuten, und der Mannheimer Schnellzug draufte in die Gasse.

Klaus Brummel lag in Onkel Augusts Armen.

Der war ein rüstiger Sechziger, dem der edle Pfälzer Tropfen aus jedem Grübchen des immer getöteten, runden Gesichtes sah. So auch jetzt.

Nach ausgetauschten Zärtlichkeiten zwischen den nahen Verwandten nahm der Onkel die auf dem Bahnsteig niedergelegte, mit Perlenstickerei gezeigte Keisetafche auf.

„Kinder, ich habe einen Varenhunger und lade Euch alle zum Mittagessen ein. Die Butterbrote, mit denen ich unterwegs fürlieb genommen habe, kann man doch beim besten Willen nicht Mittagessen nennen. Also, abgemacht.“

Im Speisesaal, der von lauter Stuck und Gold schimmerte, saß das Dorle aus Ziegelhausen wie auf Rohlen. Drei, viermal war es drauf und dran, in Tränen auszubrechen und diesem Jurel von einem Erbkonk ein offenes Bekenntnis abzugeben, welchen Schwindel man hier mit ihm trieb. Aber der als Gabe einer guten Fee zu werdende Mutterwieg hielt es immer wieder im letzten Augenblick noch glücklich von einer solchen Dummheit ab.

Als der Kellner die Erbkonk ferierte, sagte er einmal der Onkel: „Für wann habt Ihr denn die Hochzeit angelegt, Kinder?“

„Sofort nach dem Doktorexamen, Onkel“, erwiderte Klaus Brummel in Hast.

Da lächelte Onkel August: „Weißt Du was, Klaus? Ich will Dir mal etwas sagen. Das Dorle gefällt mir. Es gefällt mir sogar ganz ausnehmend. Seitdem ich das Dorle gesehen habe, will es mir nicht mehr aus dem Kopf. Praktische Arbeit und Erfahrung sind doch im Grunde genommen alles! Bei der Leitung der Farbenfabrik kommt es auf den Dokortitel in allerletzter Linie an. Nach dem Dokortorexamen, sagst Du, hm? Das könnte mir zu lange dauern. Ich werde in einigen Monaten 66 Jahre alt und möchte mich endlich von den Geschäften zurückziehen, damit ich meine letzten Tage noch ein bißchen genießen kann. Dann übernimmt Du also die Fabrik und heiratest das Dorle! Abgemacht.“

Onkel August erhob den mit Schaumwein gefüllten Kelch.

Gefangen! In der Falle!

Es blieb Klaus Brummel gar nichts anderes übrig, als mit dem Onkel anzustößen. Er tat das etwas leidend, nachdem er noch einen Blick in das Dorle geworfen hatte und sah, wie das kleine Kind das entzückende Köpfchen in tiefer Scham gesenkt hatte.

Auch der Leibfuchs lächelte und trara.

Onkel August schwamm in einem Meer von Glück. Er drängte darauf, nach Ziegelhausen hinaus zu fahren, um die Bekanntschaft der Mutter zu machen.

Und diese Mutter aus dem Volke ordnete alles mit echt weiblichem Takt.

Auch ohne den Doktor ist aus Klaus Brummel und seiner Frau ein glückliches Paar geworden, und da Onkel August ein Jahr später den Stammbalter auf den Knien hielt, segnete er seinen spontanen Einfall in Heidelberg.

—

Das Pferd

Skizze von Erwin Sedding.

Es war das erste Mal seit seiner Verheiratung mit Marga, daß Klaus Stöckel den „Oliver“ vor den Landauer spannte und ausfuhr. Der Himmel war wolkenlos, die Straße glatt und staubfrei. Der Braune zog, als hätte die wochenlange Stallruhe seine Beine munter am verjüngt. Dabei war es nun schon das fünfte zehnte Jahr, das er im Geschäft ging.

Klaus Stöckel pfliff eine lustige Melodie. Wie lange er sich auf diese Spazierfahrt gefreut hatte! Eigentlich sein halbes Leben lang. Immer wieder war er einmal nach Hause zurückgekehrt, verbittert, daß er grau werden würde ohne das Beglückende zu erleben, das eine Frau am Gartentor stand, die ihm entgegen sah.

„Was meinst Du, Oliver — hat sich die Mühe und Arbeit gelohnt?“

Der Gaul schnaubte. Klaus Stöckel lachte und ließ die Peitsche knallen. Es merkte wohl alle Welt, daß heute ein Feiertag war! Ständig

den die Kornblumen nicht blauer als sonst am Graben, duftete der Kiefernwald nicht heißer, der Riech nicht süßer?

Das Gefühl rollte dem Schlagbaum entgegen, der leuchtend über der Landstraße lag. Stöckel zog die Leine an, schaute nach links aus, wo die Rauchwolke des herankommenden Zuges weiß gegen das Blau des Himmels aufstach, und brümmte dem Braunen ein „Ruhig, alter Freund!“ zu.

In diesem Augenblick pfliff die Lokomotive. „Oliver“, der das Ungetüm plötzlich vor sich sah, riß den leichten Wagen zurück und ging durch.

Die jähe Wendung hatte Klaus Stöckel beinahe vom Sitz geschleudert. Bis er dann in seiner Ueberraschung Halt gewann, waren die Fügel seinen Händen entglitten. „Oliver“ aber legte die Ohren glatt und halte aus wie in seinen besten Tagen. Er war taub für jeden Zuruf.

Zum Schreckbild verzerrt lag die Landschaft vorüber, Kornblumen, Kiefern und Kleefelder. Am „Dang“ brach das Pferd aus der Kurve, verlor auf der Böschung den Boden und stürzte. Der Wagen überschlug sich.

Als Klaus Stöckel die Augen öffnete, sah er keinen Himmel über sich, sondern die steife Ecke einer Krankenschwester. Er lag in einem Zimmer, das ihm fremd war. Aus einer Ecke kam beruhigendes Licht, matt, mit einem grünen Schein.

„Haben Sie Schmerzen?“ Stöckel dachte nach. „Was ist aus dem Pferd geworden?“ gab er zurück. Jammern, er hatte Schmerzen, aber wenn „Oliver“ tot war —

„Ihren Fuchs ist wie durch ein Wunder nicht das Geringste geschehen. Fühlen Sie kein Brennen am Fuß?“

Klaus Stöckel atmete tief und schloß die Lider. „Oliver“ lebte! Dann konnte er ja beruhigt weiter träumen. Sein Kopf war schwer, als ob ein Wagenrad darauf läge. Merkwürdig, daß der „Oliver“ das ausgehalten hatte. Mit seinen siebzehnjährigen Knochen! —

Einen halben Monat später erhielt der Genesene sein Entlassungspapier. Die Gehirnerschütterung und das verlegte Bein waren ausgeheilt, die Schürfwunden längst vernarbt.

Während jener Zeit hatte Klaus Stöckel seine Frau nur ein einziges Mal gesprochen. Er wollte nicht, daß sie um der Krankenschwester willen den weiten Weg in die Stadt machte. Jetzt freute er sich doppelt auf die Heimkehr.

Der Müller, dieser verschlafene Kerl, fuhr ihm viel zu langsam.

Darga stand an der Gartentür, einen Rosenstrauch in der Hand, die braunen Locken von der Sonne vergoldet.

Klaus Stöckel erlebte den schönsten Traum. Nur eins fehlte ihm noch: das Pferd.

„Was macht Oliver?“ fragte er.

Die junge Frau zog ihre Hand aus der seinen. „Das garstige Tier! Ich weiß nicht. Die Mädel füttern es wohl. Ich will den Gaul nicht sehen. Ich könnte ihn todschießen lassen, so böse bin ich ihm, daß er Dir weh getan hat.“

Klaus Stöckel schüttelte den Kopf. „Was kann der Gaul dafür, daß wir verunglückten? Komm, wir wollen in den Stall gehen.“

Sie widerlegte sich. „Du bist kaum zu Hause, aber Deine erste Frage gilt dem alten Tier. Ich hasse das Tier, verstehst Du?“

Stöckel legte den Arm um die Schulter seiner Frau. „Hast Du jemals darüber nachgedacht, wem wir unser Glück verdanken, Marga?“

„Wie?“ fragte sie verständnislos.

Da erzählte er ihr die Geschichte seines Lebens, die zugleich die Geschichte des alten Pferdes war. Von Jahren schwerster Not, vom gemeinsamen durchlittenen Krieg, von Arbeit und mühsamer Arbeit und zuletzt von den Trübsalnissen und dem Häuschen und dem Stall Oliver's.

„Treuer als ein Mensch hat das Tier mich begleitet, klug und gehoramt ist es gewesen in glücklichen und verzweiften Stunden. Willst Du es ihm übel nehmen, daß es nerods wurde, während wir unsere Hochzeit feierten und keine Zeit fanden, uns darum zu kümmern?“

Marga löste sich aus dem Arm ihres Mannes und lief ins Haus. Stöckel ging allein zum Stall. Aber da er vor Oliver trat, sah er die Frau plötzlich wiederkommen.

„Ich habe ein Stück Zucker geholt, Klaus“, sagte sie erlösend. „Du hast gewiß keins bei Dir.“

Gemächlich verkaute Oliver den harten Winter. Er sah mit seinen großen, blanken Augen von einem zum anderen und nickte ein paar Mal mit dem Kopf, als wolle er der jungen Frau Stöckel erklären: Was du denkst, ist ganz richtig. Vorausgesetzt, daß du dich dieser Liebe würdig erweist!

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

f. 1 Samstag, 5. Januar 1920

Überflüssig

Skizze von Ragnild Epenissen.

Der tiefe Winter hatte die Landschaft Delarna, das Herz Schwedens, in seine starren Schneedecken gehüllt.

Winterstille lastete auch auf dem Hofe der Vöök, der unter schneebedeckten Kiefern und Birken saß. Der Gongschlag der großen Standuhr zeigte vier Uhr an; Abendrot fiel durchs Fenster und leuchtete das Zifferblatt.

Ein zitternder Seufzer rang sich aus Vater Vööks Brust. Sein Blick löste sich von den Dienen, die er mechanisch gezählt, trotz tastend empor und blieb in der kraftvollen Gestalt des Sohnes hängen. „So — bin ich also — überflüssig geworden — nutzlos?“ — Die Gestalt am Fenster rührte sich nicht. „Ja, ich habe sie fast, diese ewige Bevormunderei! Du kannst Dir einen Dämmern aussuchen.“

Der alte Mann begütigte: „Es sollte doch keine Bevormunderei sein! Nur — die Erfahrungen.“

Jens Vöök schritt ihm mit zorniger Sandbewegung das Wort ab: „Erfahrungen? Nichts als altnodischer Kram, das alles! Neuer Geist muß auf der Hof! Neuer Geist! Jawohl!“

Ein schmerzliches Lächeln: „Ja, der neue Geist muß kommen! Ja, ja, ohne den geht es nicht! Der war auch nicht da, als Du noch klein warst, Jens, und wie hat der Hof geblüht! Und wie sind wir in Wohlstand gekommen.“

„Mag ja sein! Aber was soll das auch? Antworte endlich: Was hast Du gegen die geplante Neuerung?“

„Nichts, Jens, als daß sie — unnötig ist!“

Ein Ruch sprang über Jens's Lippen. Der Jörn riß ihn hin. „Wie alt bist Du denn eigentlich schon, Vater? Siebzig, nicht?“ Seine Stimme klang rauh und erstickt. „Ich glaube, es wird langsam Zeit, daß Du Dich im Obergeschoß zur Ruhe setzt.“

Die liebsten Worte durchzuckten den Greis wie ein Schlag. Sein irisches Gesicht verlor alle Farbe. Schwankend erhob er sich und kostete an der Wand vorbei zur Tür. Ein Blick aus den getriebenen Augen traf den Sohn. Dann hatte der alte Mann die Stube verlassen.

Alles still. Die müden Schritte des Mannes verhallten auf der Treppe. Seltsam, Jens hatte nach seiner Stirn. Wie hatte der Vater ihn nur angesehen! War er zu groß gewesen? Hatte er den Vater verließ? Ach, Unfinn!

Die Magd kam mit dem Kaffeegeschirr. Mit vieler Umständlichkeit deckte sie den Tisch. Ihre munteren, grauen Augen glitten wohlgefällig über die Gestalt des Haussohnes hin.

„Ganz richtig, Herr Vöök, man soll den alten Leuten nicht so viel nach den Augen sehen —“, redete sie, um ihm zu gefallen.

Jens zuckte unwillkürlich mit den Achseln. „Was geht das Dich denn an? Woher weißt Du überhaupt?“

Die braune Karin lachte schnippisch. „Nun, die Unterhaltung war doch nicht eben leise und lieblich.“

„Vorlautes Ding!“

Die Tür raste auf und wieder zu. Mit wuchtigen Schritten hatte Jens Vöök über den Hof. Der junge Schnee knirschte unter seinen derben Tritten.

In seiner kleinen Stube stand der alte Vöök am Fenster und schaute dem Jungen nach. Etwas brannte zum Ersticken in seiner Kehle. Lieblosend fuhr seine Hand über die Geranien auf dem Sims. Wie alt die schon waren — Seine verstorbenen Frau hatte sie ihm einmal geschenkt. Seine Frau! Ach, könnte er zu ihr gehen, er war ja hier doch zuviel und überflüssig.

Und nun kamen doch Tränen. Unbeholfen perlten sie über die Runzelwangen hinab in den weißen Bart.

Ganz still wandte der Alte sich und schloß seinen Schrank auf. Da hinten in der Ecke stand ein, verstaubt und vergesslen, das alte Rösschen. Heute griffen die zitternden Fingergewieder das, kiffneten es und legten be-

sinnlich Stück für Stück hinein. Viel packte der alte Mann nicht zusammen. Wozu? Wer mußte, wie bald schon alles zu Ende war. Und obenauf barg er einen Zweig vom Geranienstock. Seine Finger gingen darüber hin, streichelnd, zärtlich. Selber blühte das Naß in seinen Augenwinkeln.

„Es gibt heute noch mehr Schnee“, dachte Jens Vöök und schloß sorgfältig den Pferdestall. Als er über den Hof zum Kuhstall schritt, fielen die ersten Flocken. Von Norden kam ein eisiger Wind.

Sonderbar mit der Krankheit der Braunen. So etwas hatte er an einer Kuh noch nicht erlebt, so lange er den Hof bewirtschaftete. Die jungen Knechte schüttelten unwillkürlich die Köpfe. Den einzigen, alten Knecht entließ Jens, als jener ihm einmal ernstliche Vorkhaltungen machte. Zum Ruckuck, der alte Mann hatte doch mehr Ahnung gehabt als alle die jungen Kerle zusammen. Ob er den Vater fragte?

Jögern verließ Jens den Stall wieder. Das Fenster seines Vaters war dunkel. Der Wind war zum Sturm geworden und trieb dem jungen Vöök eilige Flocken ins Gesicht. Jens tappete ins Haus, die Stiegen hinauf und klopfte an des Vaters Tür. Keine Antwort. Da öffnete Jens; er mußte ein Streichholz anzünden, wenn er etwas sehen wollte. Im kleinen, lackernden Licht sah er, daß die Stube leer war. Mähmutig polterte er nach unten. Im Flur vor der Wohnstube stand Karin und zog das Sammel über den Sonntagsputz. Sie hatte Ausgang heute.

„Wo ist mein Vater?“

Den Frager streifte schnell ein lauernder, wägender Blick.

„Der ist eben fort gegangen.“

„Fort?“

Die Magd erschrak vor dem verstörten Blick und Schrei. Jens rüttelte sie am Arm. „Fort? Und Du läßt ihn gehen, ohne mich zu rufen?“

„Ich dachte — der Herr mühte —“ ein breites, häßliches Lächeln veränderte ihr hübsches Gesicht. „— und es war ihm recht!“

Die Karin flog gegen den Spiegel, so heftig stieß Jens sie zurück. Er stürzte hinaus. Seufzend fiel der Schneesturm über ihn her, zerrie an seiner Joppe, warf sich in sein ungeküstetes Haar.

„Daf — Rier —“ ein kurz hervor gestoßener Befehl. Vaternen flackerten, waren blauen Schein in das tobende Wirbeln. Dem jungen Jens schlug das Herz bis zum Hals. Der Vater fort? An diese Möglichkeit hatte er nie gedacht. Er konnte den Vater doch noch gar nicht entbehren. Wenn er sich nun verirrt hätte! Wenn er, der Sohn, den alten Mann tollfand! Schnee blendete seine suchenden Augen. Die Angst trieb ihm den Schweiß auf die eisige Stirn. Da waren schon die Ufer des Siljansees. Allmächtiger, eine Gestalt im Schnee! Jens's Füße stolperten über ein kleines Rösschen.

Vater?

Der Greis richtete sich mühsam auf. Ein kleines, verlegenes Lächeln ging über sein bleiches Gesicht. „Der Schnee — man ist doch nicht mehr so fest auf den Beinen — ich habe nur noch Kalium gehen wollen — und bin ausgerutscht!“

Jens Arme stützten ihn. „Vater, was molltest Du denn in — Kalium?“ Angst und Rülp brachen aus seiner Stimme.

„Ach — wenn man so — überflüssig ist — dann —“

Stumm führte der Junge den Alten durch den Schnee zurück. Die kleinen Lichter der Vaternen tanzten über ihren Weg. Nach einer Weile preßte Jens heraus: „Trag mir's nicht nach — das von heute nachmittag — das kommt nicht mehr vor! Ich kann Dich noch nicht entbehren — und Vöök ist doch unsere Heimat, Vater.“

Die weiche Hand des Greises tastete zu ihm hin. Die junge, starke und drückte sie stumm und innig in Vergessung. Um seinen

Mund ging ein ganz feines, troches überglühendes Lächeln des Triumphes.

Lübecker Abendmuffel

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Ernst Grotesendts wohnte seit Anfang Dezember in Lübeck, alte Handelsbeziehungen erneuert anzuknüpfen. Seitdem der Vater plötzlich gestorben war, lag alle Last des Osnabrücker Hauses auf ihm, und die Erfüllung seines Wunsches, doch noch einmal Musiker werden zu können, schien ferner denn je gerückt. Verschieden hatte er sich in unterlegte Papiere ein gemüht und darüber sogar die berühmten Abendmuffeln vergessen, die Dietrich Buzte hube, der Stadt gewaltigen Orgelmeister, alljährlich um die adventliche Zeit veranstaltete. Allmählich vermochte er jedoch klarer zu sehen und war glücklich über die Einladung, die ein Freund bei Buzte hude für ihn zu Silvester ausgemacht hatte, wo der Meister noch einmal — und dieses Mal nur für eine kleine, besonders gebetene Schar — seine Musik auf dem zweiten Advent vorzuführen gedachte.

Sankt Marien war nur notwendig erhellt. Schatten schufen seltsamen Spuk, Räte trug aus vielen steilen Chören. Die Sanjakoggen, derbe geknirscht, wogten kaum merkbar im Winde, der durch einige zerbrochene Scheiben unter dem Gemölbe kommen mochte. Die wenigen Lübecker Freunde, die man geladen hatte, saßen in den eigenen Stühlen eines hohen Senats, sorglich in russisches Rauchwerk gemischt und mit den Füßen auf messingnen Rohlenbecken. Ernst Grotesendts mochte nicht, sich ihnen anzugesellen, sondern lehnte, halb von den Säulenstützen umgeben, unter dem ungeheuren Renaissance-Epitaph eines Ehrenfesten Bürgermeisters der Freien Stadt.

Oben auf dem Orgelprospekt wurden die Lichter angezündet. Dann ordnete sich der Chor um die Musiker, die dicht hinter dem gotischen Zierwerk des Prospektes saßen. Ein behäbiger Mann mit breiter Brücke gab einige Anweisungen. Der Walebaß, der sichtbar unter der dann gelitten hatte, schauerte und schien sich dann zu beruhigen. Register wurden eingestellt.

Die Musik hob an. Satanas beschließt, das köstliche Reich Deutscher Nation zu vernichten. Väter buehen, Gott aber tritt dazwischen. Uraltel Babelworte beten in die Tanzmessen der Passacagien und Canarien, Trompeten rufen. Wie ein Meer, flutend und zurückziehend, redet die Orgel. Manchmal hebt sich eine Hand vom Manual, leicht den Takt anzuweisend.

Ernst Grotesendts spürt nicht, wie unbarmherzig die Räte vordringen. Die kunstvollen kontrapunktlichen Gefüge lassen ihn nicht los; alle strenge Lichtheit der Stadt scheint darin eingewebt. Die Bässe schreiten gewichtig wie Matscherren, die von der Rür nach Hause gehen, sicher und voll zufriedener Fröhlichkeit. Doch in den hohen Geigen spielt das Wasser, nur leise anschlagend und überdeckt von der weichen fragenden Helligkeit nordischer Juni-nächte. Fabelhaftes Getöse hebt sein Haupt aus kräuselndem Schaum, amethystenen Städte der Tiefe läuten mit langausgehenden verlassenen Abendglocken.

Der Chor wächst an, die hellen D-dur Trompeten dröhnen, Bratfchen klagen, wie ein Tier schreit die gewaltige Orgel. Das Enghericht naht; Christus steigt auf aus Gottes Beschluß; der herrliche Choral „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ funkelt aus den finstern Nachtwolken, immer schöner wiederkehrend. Die Säulen blühen wie Paradiesesbäume, die Luft ist köstlich durchwürtzt; drei heilige Könige schütten ihre Spezereien dem Rinde in den Schoß. Das Laster buhlt brünstig. Satans schmeichelt und droht, bis alle Anschläge zusammenbersten. Der Streit ist aus; milde tropft das „Mit Fried und Freud“ über die nach einmal die geglätteten Wogen, um die noch einmal die fühlernen Delphine der Violinen kitzeln.

Der Chor steht auf. Ein altes seltsames Ge-

Ich beugt sich zufrieden über die Brüstung, den Freunden unten zuwinkend.
Ernst Grosefend, hebt sich mühsam aus seiner Betäubung. Die Orgel von Sankt Katharina in Osnabrück, vor der Geschlechter von Kantoren von der Mutter her gelehrt, nicht lachend und fern auf.
Die Orgel legt wieder ein. Aus grauem Moll neigt sich ein Thema. Das ist Buxtehude nicht. Hier spricht andrer Geist, trotz der Feuer vom Himmel reichend. Jugend ist darin, quälender Kampf, und die Sterne stehen hinter den Wolken und wollen kaum scheinen. Die Orgel überflutet sich. Ein Mensch schreit auf in Schmerz, Erschütterung aus Tasten und Pedalen rufend. Immer aber kommt das Thema zurück, tragend, klagend, anklagend. Die Herren im Senatspräsidium schütteln die Köpfe und horchen dennoch gebannt.
Die große astronomische Uhr hinter den Pfeilern tickt. Ein Jahr geht zu Ende.
Wie ein Tau auf die Blumen versinkt das Thema.
Ernst Grosefend kniet in der Bank vor dem Epitaph. Seine letzte Seele liegt bloß. Sehnsucht strömt über zu dem Manne, der dort oben mit seinem Gotte spricht, stammelnd und jubelnd. Und der seine Bekümmernisse stark wie ein Feld aufzulösen vermag in Klarheit und unerschütterlicher Zuversicht, dessen Herz durchdringt im Lichte des Lebens, neue Morgenröte ankündend. Blut der Ahnen begehrt auf, Zahlen werden Notizen, die Engel der Mäure tragen strahlende Posanen, Säulen brechen, Rasten auf rollendem Schiff in die Wogen, von knatternden Segeln umbläht.
Der Küster ist still zu ihm getreten: „De langste Dag, Herr! Dat Grusen kommt eenen an!“
Er fragt und hört seine Stimme kaum: „Wer spielt dort?“
„Sebastian Bach!“

Falsche Weichenstellung

Schizze von Wolfgang Federau.

Es war still, mädchenhaft still draußen; nach all den Lärm, Pfeifen, Klingeln, nach dem Donnern, Schößen und Brausen des Tages hatte diese Ruhe beinahe etwas Beklemmendes an sich. Jemand hörte man das Schmausen und Wechsen einer schmerzlichen Lokomotive, die wohl tangierte oder über die Drehscheibe in die geräumige Halle eingebracht wurde, um über Nacht auszuruhen von den Anstrengungen einer viele hundert Kilometer langen Reise.
Ja, jetzt war die friedlichste Zeit hier oben im Stellwerk. Jetzt, um die dritte Morgenstunde, wurde nur noch ein einziger Zug die Bahnstation passieren.
Der Vorsteher ging gemächlich auf und ab. Er hatte es sich bequem gemacht, den Uniformrock geöffnet, lag behäbig an der kurzen Pfeife. Die silbergrauen Schlangen zogen sich draußen die matt beleuchteten Schienen in die Unendlichkeit der Finsternis hinein. Zahllose Lichter glühten durch den Raum, weiße und gelbe, grüne und rote. Kleben bald dicht an der Erde, hingen bald irgendwo wehenlos im Raum die tragenden Pfeiler und Ständer und Kandelaber verflang die Dunkelheit.
Über dem Vorsteher war das wohl ein gewohnter und alltäglicher Anblick, der ihm nichts mehr sagen konnte. Auch Behrens nicht, dem kleinen, schmalen Assistenten, der an seinem Tisch saß, die eingegangenen Briefschaften sortierte und ab und zu ein paar Zeilen und Zahlen in eine große, breitfrüchtige Kladde eintrug. „Ich hab sie so sehr geliebt“, fuhr Behrens gerade in seiner Unterhaltung fort, ohne jedoch sein mageres zerknittertes Gesicht mit den vielen Fältchen und den müden Mund und den tief liegenden, feurig glänzenden Augen zu heben, „ich liebte sie so sehr — alles habe ich getan, was ich nur ihren Augen ablesen konnte, wenn es nur irgend in meiner Macht lag. Was hat es gekostet? Nichts...“
Der Vorsteher warf ihm einen mittelbedigen, prüfenden Blick zu. „Und warum ging sie von Ihnen?“ forschte er.
„Warum sie mich verließ? Ich weiß es nicht — oder doch, ich weiß es. Es war doch wohl so, daß ihr dieses Lebens ewiger Gleichschritt, dieses beschwundene und stille Gehen in meiner Seite auf die Dauer nicht behagte, daß sie sich nach Abenteuer, nach Dingen sehnte, die ich ihr nicht bieten konnte. Weiß man denn, was in so einer Frauenseele alles vorgeht? Sie hat mir oft oeuig geklagt, wie sehr sie sich langweilte. Bis dann der andere kam — der Mann mit dem großen Goldbeutel, der ihr alles bieten konnte, wonach sich ihr naives Kinderherz sehnte. Da ging sie einfach auf und davon, und noch mir fragte sie nicht...“
„Wer das Kind?“ mochte der Vorsteher zu unterbrechen.
„Ja, das Kind“, fuhr Behrens fort, und eine Miene, zur Seite zu springen.

tiefe Röte überstammte sein Gesicht. „Das ist was ich nie begreifen werde. Daß sie sich vom Kinde trennen konnte, von dem Jungen — und sie hat ihn doch geliebt.“
„Hm!“, machte der Vorsteher, und dann, teilnehmend: „Wie geht es dem Kleinen jetzt?“
„Schlecht, schlecht“, erwiderte Behrens, „sein Kopf sank ihm wieder auf die Brust.“ „Er ist tot“, rief er. „Immer schreit der Junge: „Mama“ — und niemals kommt sie.“
Schluchzen würgte an seiner Stimme. „Immer denke ich, sie müßte doch einmal kommen, einmal nachsehen, wie's dem Kleinen geht. Dem Zug, der hier vorbei rollt, denke ich: viel leicht, vielleicht ist sie darin. Und wenn's einmal so wäre, wenn ich es wüßte — ich glaube, ich rüßte sie heraus, trüge sie gewaltsam zu dem Bett des Kleinen, nur um dies nicht mehr mit ansehen zu müssen, diese Qual, die Trauer, den Vorwurf dieser unschuldigen Augen...“
In diesem Augenblick schallte das Telefon. Der Vorsteher rief den Hörer ans Ohr.
„Güterzug auf Weiche 4 wegen Maschinendefektes liegen geblieben. Der Zug 309 über telephonisch wiederholt.“ kam der Befehl von der Bahnhofszentrale. Der Vorsteher lagte zurück, was er gehört hatte. Dann hingte er ab.
„Schon klopfte auch der Morsetelegraph — Behrens las von dem Papierstreifen die gleichlautende Meldung ab. Stürzte zum Stellwerk, setzte die Hebel in Bewegung. Seine Hände zitterten heftig. „Der Zug 309 auf freies Gleis Nummer 1 umgeleitet“, wiederholte er mit monotoner Stimme.
„Himmel, Sie zittern ja so“, sagte der Vorsteher, während er den Vorgang ins Journal eintrug. „Sie sollten Urlaub nehmen, Sie sind ja krank.“
„Ich friere nur ein bißchen“, versuchte Behrens zu lächeln.
„Unfinn, Mann — frieren“, meinte sein Vorgesetzter. „Bei der Bullenhitze hier. Ich legte am liebsten Rock und Kragen ab, so warm ist mir.“
Flüchtig musterte er den andern. Der sah grau und verfallen aus, nur seine Augen leuchteten in einem fast unheimlichen Glanz. Dem Vorsteher wurde es plötzlich unheimlich zu Mute. Auch ihn wehte ein kalter Schauer an. Er sah sich um, aber die Fenster waren geschlossen. Kopfschüttelnd ging er zum Werk, kann nicht vorfindig genug sein. Aber es war eben klappte die Metallscheibe herunter, die das Heben des Einfahrtssignals anzeigte.
„Gerade hat er die letzte Wochstelle passiert“, meinte der Vorsteher und trat ans Fenster. Man mußte gleich das Rollen und Donnern des Zuges hören.
In diesem Augenblick schrie Behrens gellend auf. „Sie kommt — sie kommt“, rief er mit erschütterter Stimme. Größt gleichzeitig nach der brennenden Laterne, stürzte, ehe der andere ihn halten konnte, hinaus, die steile Eisentreppe herab, auf den Bahnkörper.
Der Kummer hat ihn verrückt gemacht, dachte der Vorsteher und machte Miene, ihm nachzulaufen. Aber er besann sich gleich darauf und blieb stehen. Er durfte ja den Raum nicht verlassen. Er rief das Fenster auf und schaute mit herabtauchenden Augen heraus. Gesichts, zerrwühlte seine Haare. Er achtete nicht darauf. Denn unten, unten, immer längs der Schienen, lief Behrens, seine Laterne schwenkend, und der Vorsteher glaubte sein heißeres wahnhaftiges Gedrüll bis zu sich herauf zu hören.
„Himmel — er läuft gerade in den Zug hinein“, stöhnte der Mann am Fenster. Schon sah er die Scheinwerfer der Maschine wie zwei wilde böse Augen aufleuchten. „Er ist verloren“, dachte er noch und wandte sein Gesicht ab. Nur nichts sehen, nichts hören!
Der Lokomotivführer oben auf der Maschine hatte ihn auch gesehen, den laternensternen Mann, und der Fahrer desgleichen. Er verstand die Warnung, natürlich. Ein Griff der Hand, und kreischend legten sich die Bremsen an die Räder. Aber das Herz stand den Männern still vor Schreck, denn dieser Mann da, der lief ja mitten zwischen den Schienen. Er — er war eben nicht mehr zu retten.
„Ich komme — ich hole Dich — zum Teufel“, brüllte, heulte, schrie Behrens noch immer, obne auch nur eine Sekunde aufzuhören in seinem wahnhaftigen Lauf. Dann, plötzlich, war etwas Großes, Schwarzes, Leuchtendes furchtbar nahe über ihm. Da schien es, als erwache in ihm die Erkenntnis. Entsetzen verzernte seine Züge. Im letzten Augenblick machte er: er stürzte sich auf die Schienen, zur Seite zu springen.

Über da hatte ihn das Ungeheuer auch schon gepackt, ihn mit seiner eisernen Faust zu Boden geschmettert, war über ihn hinweg getraut und es wurde Nacht...
Es gibt kein Mittel, einen mit voller Kraft dahin jagenden Schnellzug plötzlich zum Stillen zu bringen, dazu ist seine Eigengeschwindigkeit zu groß. Immerhin gelang es dem Lokomotivführer, sie so zu ermäßigen, daß er fast gelinde auf dem Güterzug aufsprang. Der Güterzug stand auf dem Gleis Nr. 11...
Die Kommission, die den Vorfall untersuchte, schüttelte verständnislos den Kopf. Klar war jedenfalls, daß dem Stellwerk eine falsche Meldung durchgegeben war. Aber wie Behrens das im letzten Augenblick bemerken konnte, das ließ sich einfach nicht begreifen.
Der Vorsteher des Stellwerks hatte wohl das Geheimnis aufklären können. Aber er schämte sich aus, schüttelte so allen dahingehenden Fragen nur den Kopf. Er hatte ja auch genug damit zu tun, einer blaffen, meinelnden Frau den Anblick der Leiche ihres Mannes zu entziehen, sie, die Bankende, mit besüßenen Worten nach seinem Hause zu führen, wo ein kleiner, kranker Knabe weinend im Bettchen lag und unaufhörlich nach seiner Mutter schrie.
—
Leid im verfallenen Dorf
Eine Skizze aus dem Leben des unglücklichen Dichters Höltz.
Von Karl Demmel.
Das Pfarrhaus zu Mariensee an der Leine lag tief verschneit. Ein harter Winter regierte im hannoverschen Lande.
Mit der Pferdepöste war gegen Mittag der Sohn des Pastors Höltz, Ludwig, aus Hannover gekommen. Mit großer Freude hatte die Mutter an der Tür gestanden und ihrem Sohn schon von weitem zugewinkt, der vermunnt mit Kisten und Kisten zum Weihnachtsfest kam. Und alles war wie immer gewesen: die herliche Wiedersehensfreude im Elternhaus, das laubere Stübchen bereit, und auch die angemessenen Hausfreude wurden gleich gebracht. Man hatte dabei von diesem und jenem geplaudert, bis der Nachmittag heran kam und der Kaffee dampfend und duftend auf dem Tische stand. „Es ist immer so behaglich in eurem Pfarrhaus“, ließe Eltern, sagte Ludwig Höltz mit frühlicher Miene.
„Ja, ja“, sagte der Vater, „das ist ganz gut, mein Junge, du könntest das aber auch bald haben — aber hast du denn auf meinen Rat gehört? Habe ich denn nicht alles angewandt, damit du ein tüchtiger Diener unseres Herrn werden solltest? Und wer kommt nun daher? „Wahr,“ war die Frau Pastor ein, „du hattest mir doch versprochen, ruhig zu bleiben.“
„Ach was, ruhig bleiben, dabei könnte jedem einmal die Galle überlaufen. Was ist denn aus unserem Ludwig geworden? Ein ganz simpler Stundenlehrer für fremde Sprachen, der nebenher das kleine Brotes wegen Ueberfahrungen und Gedichte macht. Ueberhaupt das Gedichtemachen, wenn das wenigstens nicht noch zu allem Unglück wäre.“
„Aber lieber Herr Vater,“ begann Ludwig seine Verteidigung, „ich denke, wir wären uns wieder die alten Wunden auf. Was kann ich dafür, daß ich nicht als Diener des Ewigigen berufen bin. Meinen Sie, daß ich deswegen Gott aus dem Herzen verloren habe? Niemals, erst die Kunst hat mir den richtigen Weg zu Gott gewiesen.“
„Das machst du einem andern weiß, Ludwig. Du weißt doch, was man über euch Dichterting in Göttingen spottete, als ihr euren berühmten „Sainbund“ gründetet. Sogar den moralisch verkommenen Bürger habt ihr unter euch.“
„Sie verkennen scheinbar die Ziele des „Sainbundes“, Herr Vater. Wir waren lustig und fröhlich, laßen uns an unseren Abenden unsere Gedichte vor und weiter nichts.“
„Das ist es ja eben, weiter nichts — weiter nichts — das sagst du so gelassen; ihr laßt Studium Studium sein. Von der Dichterei hat noch niemand bestehen können. Was ist nun aus dir geworden? Ach, man müßte die fluchen, wenn es nicht Sünde wider Gott wäre.“
„Vater,“ rief die Mutter, „verfündige dich nicht an deinem eigenen Blute.“
„Ich sehe, Herr Vater, daß meine Anwesenheit Sie in Aufregung bringt. Ich will lieber wieder nach Hannover zurück und den Frieden in meinem Vaterhaus nicht stören.“
Damit erhob sich Ludwig Höltz, ließ vom Tische und rief mit Hast die Tür auf, nahm rasch Hut und Mantel und stürzte auf die verschneite Gasse, sich dabei den Havelock anziehend.

Frau Höltz war ihrem Sohne nachgegangen und rief: „Ludwig, Ludwig!“ Aber der war schon um die nächste Ecke; mit Tränen in den Augen kam die Frau Pastor wieder herein: „Er stürmt wie der Wind weg. Mein Rufsen hörte er nicht.“
„Ach ihn ruhig gehen, er ist immer noch Feuerwerk gewesen. Er wird heute abend schon wieder zurück sein. Heiß ihm seine Stube nur gut, damit er sich nicht erkältet.“
„So bist du nun, erst bringst du den Jungen so weit, daß er spornstreichs geht, und dann bist du wieder so besorgt.“
„Aus euch Weibern wird auch keiner klug.“
Frau Pastor ging in die Küche; ihr Mann rüßte seinen Sessel zurecht, stopfte eine lange Pfeife und machte sich über das neue Werk „Der Apostel Paulus und Luther“, her, doch konnte er nicht so ganz bei der Sache sein. Der Schnee fiel leise und dachte Pfarrhaus und flüß Sträucher und Bäume immer dichter, immer höher zu...
Draußen lief der Dichter Ludwig Höltz im Schnee herum. Tief auf dem Dorfkirchhof von einem Grab zu dem andern. Warum bin ich nicht längst schon gestorben, dachte er bei sich. Nur wandern, so lange wandern, bis der Schnee das Schmelzer rot gefressen hat, bis der Tod kommt und den körperlich und seelisch Erschöpften erlöst.“ Er lief weiter, in ein Stück Wald, dann immer der Leine nach. Es war längst dunkel. „Nun werden sie daheim sitzen und den Stab über mich brechen. Auch die Mutter? Nein, die Mutter nicht.“ Er kam zum nächsten Dorf. Einzelne Lichter glühten hinter den dicken vereisten Fenstern. Der Dorfkrug schickte ein trauriges Delfenscheinleuchten auf die verschneite Dorfstraße. — Höltz schüttelte bei der Tür den frischen Schnee vom Havelock und glättete seine Fingerringe so gut es ging. Dann — ein letztes Zusammenkämpfen von Leib und Seele — hinein in den Dorfkrug. Fünf trinkfeste Gestalten saßen darin, darunter der Pfarrer.
Höltz wünschte „Guten Abend“ und setzte sich in eine Ecke. Der Pfarrer stand sofort auf. „Herr Höltz, Sie haben einen Brief beim Postmeister, der morgen früh nach Mariensee gekommen wäre, ich hole ihn sofort her.“
Höltz nickte wie geistesabwesend. Der Pfarrer war bald zurück, überreichte den Brief, der die Handschrift eines Fremdes trug.
Gang trüblich brannte im Drahtgestell die Lampe. Höltz las dabei: „... Du wirst die Feilen vielleicht schon im elterlichen Hause erhalten, lieber Freund — und nun ersichst nicht, lieber Ludwig, es ist Tatsache: das von dir geliebte Weib hat sich am vorigen Freitag einem anderen angetraut. Ueberwinde den Schlag, mer weiß, welchen Weg dir Gott vorgezeichnet hat. Ich fühle dein Leid, Freund, gerade so wie du...“
Höltz steckte den Brief nachlässig gefaltet in die Tasche seines Ueberrockes. Stützte die Hand auf den Tisch, legte sein Gesicht da hinein und starrte in das Dunkel hinaus. — Auch das noch an diesem Tage. Warum das alles für mich allein? Höltz trank einen Punich nach dem andern, dann ging er. Einer der lärmenden Gäste fragte: „Da ist doch der Pastor Höltz fin Sohn? Der soll so wohl verrückte Gedichte machen, stimmt das?“ — „Ja, doch, suppe die leinere duh!“
Höltz wanderte im tiefsten Dunkel dem heimlichen Dörfchen entgegen. Der Punich hatte seine Wirkung getan. Sein Jörn vom Nachmittag war verloren. Aber der Brief hatte ihn am tiefsten getroffen. Er fühlte in der Tasche, ob er das im Dorfkrug nicht war geträumt habe — nein, da steckte er in Wirklichkeit. Ludwig ging hinten durch den Garten des elterlichen Hauses. Die Mutter, die sorgenvoll am Kamin saß, atmete befreit auf, als sie den Hund anschlagen hörte: „Nun kommt Ludwig, Vater.“
„Siehst du, ich habe es doch gleich gesagt, daß er zurück kommt, nun kamst du ruhig schiefen. Ich will meine Predigt noch durcharbeiten, Mutter.“
„Störe den Jungen nicht mehr.“
Die Frau Pastor ging die Treppe hinauf. Obgleich sie Licht in der Stube durch das Schlüsselloch fragte sie: „Bist du, Ludwig?“
„Ja, Mutter!“
„Hast du die Pantoffeln gefunden, der Tee steht in der Küche, Ludwig. Hast du noch einen Punich, mein Junge?“
„Nein, Mutter, ich bin nur müde.“
„Gute Nacht!“
„Gute Nacht!“
Höltz sah am kleinen Tisch, las wieder den Brief. Wanderte im Zimmer umher.
Er stellte sich vor den Spiegel, nahm die Kerze, presste stumm die Worte in sich hinein: „Du elendes, bluternarbiges Gesicht, du Schwindeltrunk! Du erhebst Anspruch auf die schönste Frau! Daß ich nicht lache, Monseigneur...“

Frau Höltz war ihrem Sohne nachgegangen und rief: „Ludwig, Ludwig!“ Aber der war schon um die nächste Ecke; mit Tränen in den Augen kam die Frau Pastor wieder herein: „Er stürmt wie der Wind weg. Mein Rufsen hörte er nicht.“
„Ach ihn ruhig gehen, er ist immer noch Feuerwerk gewesen. Er wird heute abend schon wieder zurück sein. Heiß ihm seine Stube nur gut, damit er sich nicht erkältet.“
„So bist du nun, erst bringst du den Jungen so weit, daß er spornstreichs geht, und dann bist du wieder so besorgt.“
„Aus euch Weibern wird auch keiner klug.“
Frau Pastor ging in die Küche; ihr Mann rüßte seinen Sessel zurecht, stopfte eine lange Pfeife und machte sich über das neue Werk „Der Apostel Paulus und Luther“, her, doch konnte er nicht so ganz bei der Sache sein. Der Schnee fiel leise und dachte Pfarrhaus und flüß Sträucher und Bäume immer dichter, immer höher zu...
Draußen lief der Dichter Ludwig Höltz im Schnee herum. Tief auf dem Dorfkirchhof von einem Grab zu dem andern. Warum bin ich nicht längst schon gestorben, dachte er bei sich. Nur wandern, so lange wandern, bis der Schnee das Schmelzer rot gefressen hat, bis der Tod kommt und den körperlich und seelisch Erschöpften erlöst.“ Er lief weiter, in ein Stück Wald, dann immer der Leine nach. Es war längst dunkel. „Nun werden sie daheim sitzen und den Stab über mich brechen. Auch die Mutter? Nein, die Mutter nicht.“ Er kam zum nächsten Dorf. Einzelne Lichter glühten hinter den dicken vereisten Fenstern. Der Dorfkrug schickte ein trauriges Delfenscheinleuchten auf die verschneite Dorfstraße. — Höltz schüttelte bei der Tür den frischen Schnee vom Havelock und glättete seine Fingerringe so gut es ging. Dann — ein letztes Zusammenkämpfen von Leib und Seele — hinein in den Dorfkrug. Fünf trinkfeste Gestalten saßen darin, darunter der Pfarrer.
Höltz wünschte „Guten Abend“ und setzte sich in eine Ecke. Der Pfarrer stand sofort auf. „Herr Höltz, Sie haben einen Brief beim Postmeister, der morgen früh nach Mariensee gekommen wäre, ich hole ihn sofort her.“
Höltz nickte wie geistesabwesend. Der Pfarrer war bald zurück, überreichte den Brief, der die Handschrift eines Fremdes trug.
Gang trüblich brannte im Drahtgestell die Lampe. Höltz las dabei: „... Du wirst die Feilen vielleicht schon im elterlichen Hause erhalten, lieber Freund — und nun ersichst nicht, lieber Ludwig, es ist Tatsache: das von dir geliebte Weib hat sich am vorigen Freitag einem anderen angetraut. Ueberwinde den Schlag, mer weiß, welchen Weg dir Gott vorgezeichnet hat. Ich fühle dein Leid, Freund, gerade so wie du...“
Höltz steckte den Brief nachlässig gefaltet in die Tasche seines Ueberrockes. Stützte die Hand auf den Tisch, legte sein Gesicht da hinein und starrte in das Dunkel hinaus. — Auch das noch an diesem Tage. Warum das alles für mich allein? Höltz trank einen Punich nach dem andern, dann ging er. Einer der lärmenden Gäste fragte: „Da ist doch der Pastor Höltz fin Sohn? Der soll so wohl verrückte Gedichte machen, stimmt das?“ — „Ja, doch, suppe die leinere duh!“
Höltz wanderte im tiefsten Dunkel dem heimlichen Dörfchen entgegen. Der Punich hatte seine Wirkung getan. Sein Jörn vom Nachmittag war verloren. Aber der Brief hatte ihn am tiefsten getroffen. Er fühlte in der Tasche, ob er das im Dorfkrug nicht war geträumt habe — nein, da steckte er in Wirklichkeit. Ludwig ging hinten durch den Garten des elterlichen Hauses. Die Mutter, die sorgenvoll am Kamin saß, atmete befreit auf, als sie den Hund anschlagen hörte: „Nun kommt Ludwig, Vater.“
„Siehst du, ich habe es doch gleich gesagt, daß er zurück kommt, nun kamst du ruhig schiefen. Ich will meine Predigt noch durcharbeiten, Mutter.“
„Störe den Jungen nicht mehr.“
Die Frau Pastor ging die Treppe hinauf. Obgleich sie Licht in der Stube durch das Schlüsselloch fragte sie: „Bist du, Ludwig?“
„Ja, Mutter!“
„Hast du die Pantoffeln gefunden, der Tee steht in der Küche, Ludwig. Hast du noch einen Punich, mein Junge?“
„Nein, Mutter, ich bin nur müde.“
„Gute Nacht!“
„Gute Nacht!“
Höltz sah am kleinen Tisch, las wieder den Brief. Wanderte im Zimmer umher.
Er stellte sich vor den Spiegel, nahm die Kerze, presste stumm die Worte in sich hinein: „Du elendes, bluternarbiges Gesicht, du Schwindeltrunk! Du erhebst Anspruch auf die schönste Frau! Daß ich nicht lache, Monseigneur...“

Höltz.“ Er ging zum Tische zurück und schrieb auf die Rückseite des Briefes:
„Stärke mich durch deine Todeswunden, Gott, wenn die letzte der Stunden, Welche Kronen auf der Wange hat, Meinem Sterbebette naht...“
Die Kämpfer schrie fünf Strophen nach einander. Dann ließ Höltz der Kopf auf die Arme, er schluchzte in sich hinein, sein Körper schüttelte sich krampfhaft. Die Mutter nebenan schüttelte sich krampfhaft. Der Pastor sah über den Pfaffen drinnen. Der Schnee fiel leise, leise durch die Winternacht.
—
Der schwarze Jost
Eine Erzählung aus der Zeit des Bundesjahrs von Herbert Paterna. Wien.
Flackernde, hoch auflodernde Feuer warfen ihre roten Licht in die Nacht. Auf einer Lichtung, wo der Hochwald zurück trat, bewegten sich wilde Gestalten. Vermetter, scharfgeschnittene Gesichter, viele von Not und Elend gezeichnet. In abgeschabte Rittel gehüllt, hantierten sie an den Keßeln, die über dem Feuer schwebten. Schwere Zeiten lagen über dem Land. Der Bundesjahrgang um. Von harten Fronen und Herren bis aufs Blut gepöngelt, von früh bis in die Nacht hinein geschunden, hatten die Bauern endlich die Ketten gelöst und zu Art und Sense gegriffen.
Im dichten Hochwald erwarteten die Bauern ihren Führer. Er war eigentlich keiner ihres Standes, sondern ehemals ein feines Herrchen, gehörte aber jetzt zu ihnen mit Leib und Seele. Seit er zum ersten Mal den roten Sahn in die Wägen zum Heilsberg — wegen seines Haars, das wie Rabenflügel niederfiel, wurde er allgemein der „schwarze Jost“ genannt — sich den Rebellen angeschlossen hatte, nur Gemeinleut wurde, er sei dem Gottseibeiuns verfallen.
Mühselig zogen zwischen den Stämmen. Das Feuer brannte herab. Heil! Wie war das Leben jetzt schön! Kein Joch mehr, kein Robott! Das Sengen und Brennen war doch eine weit bessere Beschäftigung. Einer lachte leise zu seinen an. Juchzend stimmten alle drein. Brausend klang das Lied vom Bundesjahrgang: „Die Sense klirrt, die Sense klirrt. Auf, Bauern, nun marschier!“
Ursprünglich brach der wilde Gang ab. Ein Rappe trat unter die sich aufgeschaukelte Schar. Ein totenbleiches Anblick, dem die schwarzen Ringellocken wie Schlangen unter der Sturmhäube vorquollen, wurde sichtbar. „Der schwarze Jost!“ Jubelnd begrüßten sie den vergitterten Führer. Bis knapp an das Feuer sprengte der Reiter heran. Seine flackernden Augen überblickten die wilde Horde. Mit einer Handbewegung gebot er Stille. Schneidend kam sein Wort: „Der Jäcklein Bodemeier mit seiner Schar kommt nimmer. Ihr wartet umsonst. In Tole drinnen haben ihn und die Seinen der Seeburger Herr sowie die von Stolzberg überfallen und nach hartem Ringen zerpernt. Jäcklein und fünf andere wurden bei lebendigem Leibe gepöngelt, die übrigen, auch Weib und Bankert, ertränkt.“ Ein Schrei der Wut gellte hoch. Die Gesichter verzerrten sich. Drohend wurden Morgensterne und Helmparte, Senen und Holzärte geschwungen. Schril klänge des Führers Stimme: „Drum, Brüder auf! Laßt den Bundesjahrgang brennen. Nach Stolzberg! Der Kottenstein soll brennen. Er und seine ganze Brut. Ich will mein Hühnlein loslassen. Brennt und mordet! Kein Erbarmen, auch nicht für Weib und Kind. Der Jäcklein war mir ein vielliebter Mann. Bei meinem Wort: Alles stirbt als Fraß der Raben. Rührt die Trambell! Auf nach Stolzberg!“ Ein Brüllen war die Antwort: „Bundesjahrgang frei!“ Die Masse ordnete sich, Pferde wurden eingeschirrt. Knarrend liefen sich Wagen in Bewegung.
Schweigend ritt Jost Heilsberg vor den Seinen. Schwere Gedanken zogen ihm durch den Kopf. Ein bitteres Lächeln lag um die fast geschlossenen Lippen. Der Erbgang von Heilsberg als Führer rebellischer Bauern. Wer ihm das noch vor Jahresfrist am kaiserlichen Hofe gegolgt hätte! Eine kleine Kirche grub sich in die Sträucher. Vor seinem geistigen Auge zog noch einmal die Begebenheit vorbei, die ihn von Haus und Hof jagte und zum Rebellen machte. Junger Jost, sein Vater, sah droben in Schlesien auf seiner mächtigen Burg, war früh als Bube an den Hof des Kaisers gekommen. In Wien, der fröhlichen Stadt an der Donau, lernte der Junger beim Weichenfeste den Grafen von Sankt Leopold die einzige Tochter des Erbprinzen Rüdiger von Pfortheim kennen, die schöne Eufanna. Auf blühendem Anger spannte sich des Junkers erste Liebe als Maien-

traum rosigrot und wunderschön, bis des Oelsträuleins gestrenger Vater Kunde davon erhielt. Der jähzornige und so seiner Raubheit Gefürchtete hatte andere Pläne mit seiner Tochter vor. Vor verarmtem Hof stellte er den Junker droß vor. Und als ihm der sonder Zagen antwortete, er liebe Eufanna und hoffe sie nach dem Ritterschlag zu seiner Frau zu machen, da hatte der Marschall die Faust gehoben, dem Junker mitten in das totenblasse Gesicht geschlagen und ihm das Hohndwort zugerufen, er werde seine Tochter nimmer einem heidnischen Wendenbastard zur Rehe geben. Der doppelte Schlag sah. War doch des Heilsbergers Mutter eine litauische Fürstentochter, die erst bei ihrer Eheschließung die Taufe nahm. Am Abend fand man den Marschall mit durchpöngter Rehe. Heißes Wendenblut hatte reiche Wache genommen. Seit jenem Tage war der Junker ritterfrei. Bei Köhlern und Holzbauern, in Schifferhütten und bei armen Waldbauern fand er Unterschlupf, bis der schmelende Brand losbrach gegen die Herren. Jost hatte sich an die Spitze der Bauern gestellt, mußte er doch mit Gewand aller Art zu umgehen. Bald war er dank seiner Kühnheit und Klugheit der Vorkämpfer aller. Schon gellte der „schwarze Jost“ als Anglistel aus den Keßeln der Frauen und Kinder.
Grau lag Dämmerfchein über dem Lande. In tiefer Stille ruhten Ort und Burg, als sich die Bauern vorsichtig aus dem Walde heranpirschten. Von drei Seiten legten sie einen Ring um den Berg, auf dessen halber Höhe das Schloß thronte. Klüsternde Stimmen, gedämpfte Waffengeklirr in der Stille, dann ein Hahnenschrei, bald darauf ein Räuschenruf. Da flammte urplötzlich ein Wehkratz auf. Weiße donnernden gegen verschlossene Tore. Krachend brachen Balken nieder. Strohdächer flackerten hoch auf. In einem Strom von Blut und Feuer wälzten sich die Bauern durch den Ort gegen das Schloß. Die verlornten dachen leisteten geringen Widerstand. Nur, wo der Schloßherz selbst kämpfte, wurden die Angreifer zurück geschlagen; doch wie ein Rachedämon flog der Rappe Josts heran. In der Faust des Reiters bligte der uralte, wendische Streitholben. Minutenlanges Ringen, dann fuhr die Art krachend dem Ritter durchs Helmdach und Schadel. Wie Bestien stürmten die Bauern ins Schloß. Das Geheul der Gefangenen bewies gar bald, daß sie bis auf Blut gemartert wurden. Die Männer wurden in vorgehaltene Spere gestochen, die Frauen an den Haaren ins Feuer gezerrt. Die Trommeln heulten ihr schauriges Lied. Hoch zu Roß hielt der schwarze Jost unter seiner entmenschten Gorde. Kalt blickten seine Augen auf das Morden ringend.
Da fuhr plötzlich namenlos Entsetzen in ihn. Aus der Frauenkemenate zerrten rohe Hände eine schlanke Gestalt. „Eufanna!“ Und auch sie hatte ihn erkannt. Mit einem Schrei war er bei der Gruppe: „Laßt das Mädchen! Es ist mein.“ Ein Murren ringend, ein haustlanger Köhler trat drohend vor: „Du bist geschworen, Schwarzer, daß alles brennen soll. Obiges Recht für alle. Ohne Ausnahme!“ „Laßt sie los!“ Fliegend kam die Antwort: „Wer ist hier Führer? Alles andere Euch, aber dieser Frau hier krümmt niemand ein Härchen!“ Wieder erklang das Grollen, laut und drohend; sie schlossen ihn ein: „Der Bundesjahrgang ist Führer. Du bist nur erkürt durch unsere Willen. Merk es, schwarzer Jost! Denk an den Jäcklein und all die anderen. Ins Feuer mit dem Herrenblut!“ Blutgierig der Chor: „Ja, brennt sie, ins Feuer!“ Der von Heilsberg wurde schmerzhaft wie ein Vinnen. Wie hoch sie daher kam, fuhr ihm durch das Gesicht. Schon lockerte er die Strelag am Gürtel, da rissen ihn nervige Fäuste vom Pferde und entwarfen den sich wütend Behrenden. Zu haß geschworen, Jost, alles soll brennen. Wir halten Deinen Schmutz! Aus rauhen Reihlen kam der Schrei: „Brennt die Dirnel!“ Und Jost Heilsberg mußte halb ohnmächtig vor Wut und Schmerz zusehen, wie Eufanna, die ihm das Liebes auf Erden gewesen, von den wütenden Bauern gepackt, an ihren braunen Haaren unter wuchtigen Schlägen zum Feuer gezerrt wurde. Mit angsterverzerrtem Antlitz blickte sie Jost an. Der wand sich, Schaum vor dem Munde, unter dem Griff der Bauern hellauflodernden die Flammen und verschlang ihre Opfer. „Die Sense klirrt, die Sense klirrt. Auf, Bauern, nun marschier!“
Auf klappernden Füßen lagte am Abend des selben Tages ein einzelner Reiter die Straße gegen Süden. Jost Heilsberg floh vor sich selber hinaus in die Nacht.
Im Trappistenkloster von San Domenico dell Aquileja schritt ein junger Mönch schmel-